

GOLEM

Als das Dorf Dobry in einer mond hellen Nacht tief im Schlaf versunken war, wurde es von der schrillen Stimme eines Bettlers geweckt, der, lange Schatten werfend, die schlammige Dorfstraße entlanglief. Kerzen wurden in den Fenstern angezündet, Türen öffneten sich, Leute liefen auf die Straße.

„Was soll das?“, fragte jemand seinen Nachbarn, „er redet davon, daß er etwas gesehen habe; es ist Nacht, was kann er sehen?“

„Der Mond scheint so hell, daß du deine Bücher lesen könntest, Salman“, antwortete Mordechai, der Bettler, „ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht selbst, mit meinen Augen, gesehen hätte, sage ich euch. Es war ein Riese – ungeheuer groß. Und Selig war bei ihm –,

„Selig!“ rief Sarah, die zwei verschlafene Kinder an sich drückte; der Bettler nickte.

„Ich konnte es nicht glauben zuerst. Etwas Riesiges und es hat sich bewegt, fast wie ein Mensch – ungeheuerlich, ich kann es euch nicht beschreiben. Selig ging mit ihm und hat zu ihm gesprochen.“

„Mordechai, darf ein Mann eine ehrliche Frage stellen?“ sagte Salman. „Wir haben nicht genug Sorgen ohne Selig und seinen Riesen? Das brauchen wir auch noch, ja?“ Er machte eine Bewegung mit den Armen, die seiner Frage Nachdruck verlieh.

Ein bärtiger Mann mischte sich ein. „Villich ist es gar nicht so verrückt, Salman, ich weiß nicht; Selig ist bestimmt nicht das, was ich mir unter normal vorstelle, versteh mich recht, aber sogar von einem Bettler kann mal was kommen.“ Er entschuldigte sich: „Das ist nur ein Ausdruck, den mein Vater immer gebraucht hat, weiter nichts, Mordechai.“

„Von jedem kann mal was kommen, richtig“, erwiderte Salman, gähnend. „Ich muß früh auf sein – glaubst du, ich kann den Leuten zumuten zu warten, weil ich zu lange auf war in der Nacht; soll ich ihnen erzählen, daß ich den Laden nicht rechtzeitig öffnen konnte, weil Selig mit dem Golem herum lief? Wie klingt das? Ich brauche Schlaf.“

Er drehte sich um und ging zu seinem Haus. Sie wünschten sich eine gute Nacht; es wurde wieder still auf der Dorfstraße.

Am nächsten Tag war Selig verschwunden. Er war Sarahs Mann, ein bekannter Sonderling. Er befaßte sich mit Magie, und viele hielten ihn für verrückt. Sein Verschwinden bedeutete keinen wirtschaftlichen Verlust für das Dorf, denn er leistete keine Arbeit; schon lange konnte er Sarah und die Kinder nicht mehr ernähren; er war besessen von der Vorstellung, daß er durch Zauber ein lebendiges Wesen aus Lehm erschaffen könnte. Seit Jahren war er die Zielscheibe des Gespötts der Dorfbewohner, zu Sarahs Schande.

„Wo ist denn dein Retter jetzt?“ fragte sie jemand. Als Sarah ihn geheiratet hatte, war er ein ehrgeiziger Student, ein Besessener. Man hielt ihn für eine gute Partie. Nachdem die beiden Kinder geboren waren, verschwand er oft für längere Zeit von zu Hause, auf geheimnisvolle Weise, und niemand wußte wohin. Er war so seltsam geworden, daß Sarah erleichtert war, obwohl sie es nie zugegeben hätte, als er diesmal scheinbar für immer gegangen war.

„Vielleicht hat er seinen Golem geschaffen“, gab sie denen zur Antwort, die sie ausfragten, und versuchte, den Klatsch über Selig zu überhören.

Am späten Nachmittag desselben Tages kam ein Trupp berittener Soldaten ins Dorf. Sie machten halt, um die Pferde zu füttern und auszuruhen. Sie starrten grimmig finster unter ihren Schirmmützen hervor.

In der Nacht wurden die Ältesten der Gemeinde zusammengerufen, und sie trafen sich mit einer Abordnung der Soldaten; es waren Dinge vorgefallen, die die Dorfbewohner aufgeschreckt hatten; sie wußten nicht, wer diese Männer waren.

„Eure ganze Gemeinde soll umgesiedelt werden. Unsere Truppen brauchen Quartiere“, erklärte ein großer Offizier mit rotem Bart seinen entsetzten Zuhörern.

„Wir müssen gehen?“ fragte ihr Sprecher. „Wir leben hier seit Generationen.“

„Tut nichts, das ist ein Befehl. Es wird keine Diskussion geben.“ Er drehte sich um, sein Gefolge mit ihm. Das Klakken ihrer Stiefel hallte durch den Raum, dann waren sie weg.

Verwirrt sahen sich die Ältesten an, sie redeten alle durcheinander, ein Haufen wildgestikulierender Männer.

Einige eilten nach Hause zu ihren Familien. Andere setzten sich an den Tisch und berge den Kopf in den Händen.

In dieser Nacht öffnete Sarah auf ein hartnäckiges Klopfen hin ihre Tür; vier Soldaten standen draußen. „Raus!“ befahlen sie. Sie nahm ihre beiden Kinder an der Hand und wurde zu den anderen gebracht.

Am frühen Morgen des nächsten Tages verfrachtetet man sie in Eisenbahnwagen, die sonst dem Transport von Vieh dienten, und ließ sie allein, bis der Zug, als es wieder dunkel wurde, anhielt. Vom Scheinwerferlicht geblendet, stiegen sie aus, von Männern mit Hunden an der Leine bewacht.

Sie trieben sie in eine Baracke, die als Suppenküche hergerichtet war, und jeder der Neuankömmlinge bekam einen Löffel voll Suppe. Fischköpfe schwammen obenauf im Kessel, und die Kinder weigerten sich, ihre Schalen zu berühren.

„Sie sperren uns ein“, hörte Sarah eine Frau sagen; der Lärm und das Durcheinander waren überwältigend, doch Sarah ließ sich nichts anmerken, weil sie die Wirkung auf ihre Kinder fürchtete.

Sie fragte sich durch und fand einen Platz, wo sie bleiben konnten, in einem ungeheizten Zimmer, zusammen mit acht anderen Leuten, in einer schmalen Gasse.

„Sarah!“ hörte sie jemanden rufen, als sie vom Marktplatz zurückkam, die Arme voll von überreifem, billigem Gemüse. Es war Mordechai. Sie schluchzte – allein sein vertrautes Gesicht zu sehen, tat ihr gut. „Komm mit mir“, forderte sie ihn auf.

Die beiden Kinder begrüßten Mordechai wie einen alten Freund, obwohl sie ihn im Dorf immer verspottet hatten, weil er ein Bettler war. Sie klammerten sich an ihn, als wäre er ihr Vater. Auch Mordechai war glücklich, sie zu sehen. Sarah redete auf ihn ein.

Ohne Atem zu schöpfen, erzählte ihm alles, was sie bedrückte, wie es für sie gewesen war. Jemand schlug gegen die Tür. „Ihr braucht nicht die Wand einzuschlagen“, schimpfte Mordechai, als er aufmachte.

Soldaten standen draußen. Einer von ihnen las eine Verordnung vor; da die Sprache der Soldaten ihnen fremd war, spielte Mordechai den Dolmetscher für alle im Zimmer. Sie drängten sich um ihn.

„Wir müssen wieder weggehen, so lautet der Befehl. Diese Wohnung gehört uns nicht, wir müssen alles zurücklassen. Wir müssen weggehen.“ Er wollte noch sagen, was er dazu dachte, doch ein plötzlicher Tumult auf der Straße unterbrach ihn.

Wieder kam jemand an die Tür. „Raus“, schrie ein Soldat. Es war schwer, sich vorzustellen, daß die Menge, die sich auf der Straße drängte, in den wenigen Häusern Platz zum Leben gehabt hatte. Die Soldaten trieben die Menschen zusammen wie eine Herde Vieh. Sarah bat einen der Offiziere, der dabeistand, um eine Decke für die Kinder; zu ihrer Überraschung wurde ihr eine gebracht.

„Auf immer kleinerem Raum, immer schmutziger, wir werden bald aufeinander leben müssen“, meinte Mordechai.

Es wurde bekanntgegeben, daß sie von nun an in einem ausgewiesenen Bezirk leben sollten, umgeben von einer mit Stacheldraht besetzten Mauer mit einem bewachten Tor.

„Unser Ameisenhaufen“, murmelte Mordechai.

„Ihr braucht nirgendwo mehr hinzugehen, ihr werdet mit allem versorgt“, verkündete ein Zivilist im langen Mantel; als sein Dolmetscher übersetzte, starrte ihn die Menge schweigend an.

Mordechai fand eine Unterkunft bei seinem Vetter; er bot sie Sarah an, die dankbar annahm. Hier waren die Straßen überfüllt und schmutzig. Die Häuser waren sehr alt und schienen hoch über der engen, dunklen Gasse zu schwanken.

„Mein Großvater erzählte mir, daß es so war, als er jung war, ein Knabe noch. Vielleicht war es sogar in dieser Stadt“, meinte Mordechai.

„Diesmal ist es nicht freiwillig“, erwiderte Sarah, „man kann es nicht vergleichen.“

„Es ist nicht das erste mal, das nur meinte ich.“ Mordechai gab ihr das Gemüse, das er für sie erstanden hatte. Es war in einem fragwürdigem Zustand, aber solange es nicht völlig verfault war, wurde es gekocht.

„Ich gehe spazieren, es ist so schön draußen. Vielleicht sehe ich die Sonne. Wie kommt es, daß die Straßen so dunkel sind?“ Er ging.

Die Kinder halfen Sarah beim Kochen. Sie lachten zusammen und fühlten sich zu Hause, denn niemand war in der Wohnung um diese Ziet; sonst waren die Kinder schüchtern, fast leblos.

Mordechai platzte herein. „Ich habe Selig gesehen! Mit seinem Golem, Sarah, der Anblick hat mir die Sprache verschlagen.“ Doch er fuhr fort, das Treffen in schnellen, unzusammenhängenden Sätzen zu beschreiben. Die anderen Bewohner kamen nach und nach zurück. Die meisten der Zuhörer wußten nichts von Selig oder dem Dorf, aus dem er stammte.

„Ein Zauberer“, behauptete Mordechai stolz und zeigte auf Sarah, „ihr Mann.“ Sie schüttelte den Kopf. Mordechai schwor, daß er die Wahrheit sprach.

„Dieser Verrückte, ich kenne ihn“, sagte ein älterer Mann, „er schleicht durch die Straßen in einem losen Kittel aus blauen, weißen und violetten Lumpen. Die ganze Zeit spricht er mit sich selbst. Wißt ihr, eines Tages wollte ich ein Wörtchen mit ihm plaudern, um herauszufinden, was er zu sagen hat, hätte ja was Wichtiges sein können, Gott weiß. Ich wollte ein wenig plaudern, und er ließ mich nicht los für zwei Stunden. Welch ein Unsinn.“

„Das ist er“, gab Sarah zu. Sie ging mit zu dem Mietshaus, in dem Mordechai Selig getroffen hatte. Sie stieg bis zum obersten Stockwerk.

Seine Tür war nur angelehnt, der Raum dahinter war dunkel. Sie fand ihn im angrenzenden Zimmer, das von zwei Kerzen schwach erhellt war. Er blätterte in einem zerfetzten Buch. „Hier also bist du!“ Zornig erinnerte sie ihn an seine letzten Missetaten, sie hätte auf ihre Mutter hören und ihn nie heiraten sollen.

„Was sagst du, wer hat dir gesagt, daß ich hier bin – Mordechai, er hat versprochen –“

„Selig, wer braucht das?“ Sarah befahl den Kindern, im Nebenzimmer auf sie zu warten.

„Unser Volk – wer denkst du denn? Du mußt hören, was sie auf der Straße sagen!“

„Auf der Straße, wer schert sich um die Straße, Selig Kessler! Was hast du mit dem Golem gemacht?“

„Wen verteidigst du?“

„Bestimmt nicht die Mörder!“

„Warum müssen wir immer hilflos sein?“

„Ich will den Golem sehen!“

„Ich zeige ihn dir, du wirst sehen“, schrie er, „sieh!“

Im Schatten stand ein Ding, vielleicht drei Meter groß; Selig hielt die Kerze hoch und trat näher heran; es was gesichtslos, der Lehm was noch nicht zu einem Gesicht geformt.

„Du Närrin“, rief Selig mit geröteten Augen, „er allein kann uns retten!“ Der Junge weinte im Nebenzimmer. Sarah packte die Kinder und rannte aus der Wohnung. Selig schlug die Tür hinter ihnen zu.

Es war der Abend eines Feiertages, kurz vor der Ausgangssperre. In der Nähe des Tores hatte sich ein Dutzend Männer versammelt; sie hatten vor, das Getto zu stürmen. Ihnen war gesagt worden, daß die da drinnen Schuld an allem hätten.

„Sie zehren von unserem Elend, Blutsauger!“

Sie wurden immer erregter, sie hatten Mistgabeln und Stöcke bei sich, sie sangen Lieder, schwangen ihre Fackeln. Mit ausreichend Alkohol im Blut machten sie sich daran, die Gerechtigkeit wiederherzustellen.

Selig stand mit seinem Golem beim Tor, als der Haufen näher kam. „Keinen Schritt weiter“, schrie er ihnen zu. Ein Mann versuchte, Selig niederzuschlagen, doch der Golem fing den Angreifer, hob ihn hoch über seinen Kopf und warf ihn zurück in die Menge. Einige Männer stürzten zu Boden.

„Was hat er getan!“ schrien sie. Ein Mann näherte sich mit einer Fackel in den Händen. Der Golem riß sie an sich und löschte die Flamme mit der bloßen Hand. Die Menge wich ein paar Schritte zurück.

„Erschlagt ihn“, schrie einer, betrunkenener als der Rest. Er holte mit seiner Mistgabel aus, doch der Golem fing den Schlag mit dem Arm ab, und mit einer einzigen Bewegung schnappte er die Mistgabel und zerbrach sie wie ein Streichholz. Langsam zog sich die Menge zurück. Immer noch schrien sie Drohungen, aber von weitem.

Am nächsten Tag kamen mehr, doch auch sie hatten keinen Erfolg. Bald war es allen klar, daß das Getto einen Beschützer hatte.

Der Bürgermeister, der bei den Vorkommnissen der letzten Zeit gern ein Auge zuge drückt hatte, konnte nun, da die Sache so stand, die gespannte Lage nicht länger ignorieren; er war der Bürgermeister, doch er mußte auch zeigen, daß er dem gerechten Volkzorn verbunden war. Sorgfältig erwog er sein Einschreiten. Er ging selbst zum Tor.

„Liebe Mitbürger“, rief er, „wir müssen in Frieden leben, auch in Kriegszeiten; unser Land ist in Gefahr und vielleicht suchen die Leute die Schuld am falschen Ort; es tut mir leid“, fügte er hinzu, „aber ihr könnt die Lage so gut wie ich erkennen. Die Zeit einer Krise“, warnte er, „ist immer gefährlich.“

„Laß uns die Stadt verlassen“, sagte Selig.

„Verlassen?“ Der Bürgermeister lächelte, erstaunt darüber, wie gut alles so lief, wie er es geplant hatte. An Ort und Stelle machte er es amtlich und unterschrieb die Papiere. Der Golem stand neben dem Tor, während sich die Menge mit ihrer Habe durchschob.

Sarah trug ein Bündel, eine Decke, in die sie Töpfe und einige Nahrungsmittel eingewickelt hatte.

„Es ist eine seltsame Welt“, sagte sie zu Mordechai; der murmelte eine Zustimmung, während sie die Kinder durch ihre Tore führten.